

Kleinlützel in alter Zeit

Autor(en): **Zehnder, Leo**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde**

Band (Jahr): **44 (1982)**

Heft 3

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-862147>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Von Leo Zehnder

Am 8. November 1958 starb in Allschwil Herr Albert Tschan-Houlmann. Vor seinem Tode vermachte er der Einwohnergemeinde eine reichhaltige Waffensammlung und eine Abzeichensammlung aus der deutschen Nazi-zeit. Nach einigen baulichen Veränderungen wurde diese Sammlung 1977 im Allschwiler Heimatmuseum der Öffentlichkeit zugänglich gemacht¹.

Im Nachlass Tschan fand sich auch ein maschinengeschriebenes, mit Fotos illustriertes Buch, das der Verfasser Albert Tschan mit «Memoiren eines alten Douanier» betitelt hatte. Neben einer Chronik seiner Familie enthält es Jugenderinnerungen, Episoden aus seiner Tätigkeit als Grenzwächter, Reiseberichte und weitere persönliche Erlebnisse. Es schliesst mit den Worten: «So dies wäre nun die Lebensgeschichte und die Erinnerungen eines bescheidenen, aber doch zufriedenen Mannes, der im Leben nicht das «Glück» gehabt hatte, einen dicken Schulsack zu besitzen, jedoch mit offenen Augen durch die Welt gegangen ist und das Glück hatte, auf all seinen Reisen und daheim manch Schönes erlebt haben zu dürfen.» Über die Motive seines Schreibens meint er: «Wenn man mich fragen würde, warum ich mit meinen bescheidenen Mitteln mir die Kosten dieser Memoiren erlaubt habe, würde ich antworten:

1. Zu Ehren meiner Ahnen, der Eltern und meinen Kindern.
2. haben schon viel «Gescheitere» als ich weit grössere Beträge für viel «Dümmeres» ausgegeben.»

Albert Tschan wurde am 15. Juli 1871 in Kleinlützel geboren, wohin seine Vorfahren aus Solothurn eingewandert waren. Sein Vater, Moritz Tschan, der in seiner Jugend als Gemeindeschreiber tätig gewesen war, betrieb eine Schreinerei mit Landwirtschaft und stellte auch Tabakpfeifen her. Die Mutter Sophie war eine geborene Lutz. Bis zu

seinem 16. Lebensjahr blieb Albert Tschan in Kleinlützel. Nach einem zweijährigen Welschlandaufenthalt begann er 1888 eine Lehre beim «Pfeifenwolf» in Basel. 1893 trat er ins Grenzwachkorps ein. In dieser Tätigkeit versah er seinen Dienst in Boncourt, Lucelle, Benken und Basel. Nach 36½ Jahren Dienstzeit wurde er aus gesundheitlichen Gründen in den Ruhestand versetzt².

Der folgende Text ist eine wörtliche Übernahme aus den «Memoiren». Er schildert einige Erinnerungen aus der Jugendzeit Albert Tschans in Kleinlützel. Er enthält einige interessante volkskundliche Fakten, ist aber als Ganzes auch ein Dokument der damaligen, oft unbeschwerten, aber auch durch Kärglichkeit und Strenge geprägten Lebensweise, weshalb sich eine teilweise Veröffentlichung lohnt.

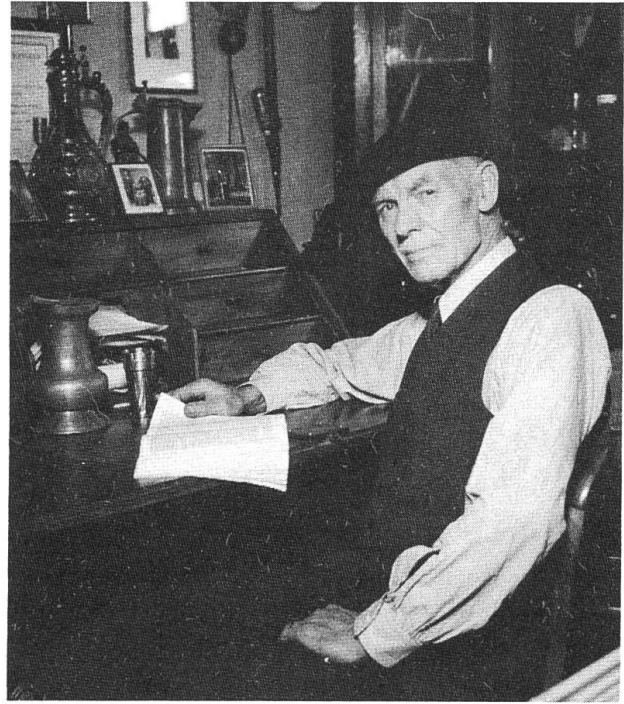
Weitere Erinnerungen aus meiner früheren Jugend

Als *Spiel*, ganz besonders in der Schulpause, hatten wir das «Stöckeln»³, das man heute gar nicht mehr kennt. Ein Stein, das sogenannte Stöckli in Form etwa eines Backsteines, wurde aufgestellt und darauf so viele Hosenknöpfe gelegt, als es Mitspieler waren. Fünf Meter davon entfernt stellten wir uns auf, jeder mit einem faustgrossen Stein von flacher Form in der Hand, und begannen einer nach dem andern nach dem «Stöckli» zu werfen. Traf der erste Spieler das Stöckli und fielen die Hosenknöpfe herunter, so wurde die Entfernung der Knöpfe vom Stöckli mit Fingerspreizen gemessen. Lagen die Knöpfe in diesem Massstab vom Stöckli entfernt, so gehörten die Knöpfe dem Treffer. Das Mass wurde aufs Genaueste von den mitspielenden Kameraden nachgeprüft. Und so ging das Spiel weiter, bis jeder drangekommen war. Für uns war die-

ses Spiel eine grosse Leidenschaft. Noch grösser wurde diese Leidenschaft, wenn einige der Buben Centimes bei sich hatten, doch bei dem damaligen Wert des Geldes war dies eine Seltenheit. So betrug das Opfer in der Kirche oder an den Beerdigungen nur aus Centimes, bis ein junger Pfarrer eines Sonntags von der Kanzel bemerkte, dass dies kein Gott gefälliges Opfer sei. Fünf Centimes sei doch das Mindeste, das man geben solle, und so gab es dann lauter «Halbbatzen», die mit offenem Zinnteller eingesammelt wurden.

Zur *Himbeerzeit* hatten wir meistens Schulferien. Dann gings truppweise in die uns bekannten Gegenden, meistens weit weg bis in die Gegend von Delsberg. Um vier Uhr morgens wurde aufgebrochen mit einem Stück Brot, etwas dürrer Obst und einigen Stückli Zucker, um Zuckerwasser machen zu können. Wenns ausgiebig war, brachten wir bis zum Abend 8 bis 10 Pfund Beeren zusammen, die wir dann noch am gleichen Abend der «Oelimarie» verkauften, das Pfund zu 30 Cents. Diese drei Franken waren für uns Buben viel Geld. Meistens hatten wir aber weniger. Die Marie führte dann am anderen Morgen die Beeren in aller Frühe nach Laufen und dort mit dem ersten Zug nach Basel, d. h. zur Beerenzeit, sonst ging sie jeden Freitag mit Waldbeeren, Blumen, Butter, Eiern usw. Vor ihr tat ihre Tante, eine alte Jungfer, zeitlebens dasselbe.

An Sonntagen gingen wir oft nach *Mariastein*. Wir waren immer 6 bis 10 Buben, die in der Frühe des Morgens aufbrachen, dem Ziel Mariastein entgegen. Wenn es hoch kam, so hatten wir manchmal 50 Centimes im Sack als Weggeld. Wir brauchten das Geld aber meistens nicht oder wir kauften für 10 cts Täfeli und etwa auch ein Weggli. Auch Heiligenbildli oder Muttergottesli wurden beim alten Humbel aus Benken, welcher ein «Ständeli» mit solchen Sachen



hielt, für unser Geld erstanden. Er kannte uns gut. Einmal aber hatte er uns von seinem Ständeli weggejagt mit der Bemerkung, es habe ihm das letzte Mal einer von uns Buben ein «Herrgöttli» gestohlen.

Noch viel ärmer gings aber zur Jugendzeit meines Vaters zu, wie er uns oft erzählte. So gingen z. B. zur Winterszeit ihrer 10 bis 20 Jünglinge und Männer zum *Nachtwächter*, der in der Nähe der Kirche sein Lokal hatte. Dort war es schön warm, und es wurde viel geplaudert. Jede Stunde ging der Nachtwächter auf die Dorfrunde und rief die Zeit: «Ihr lieben Leut, lasst euch sagen, die Uhr hat zwölf geschlagen» usw. bis 5 Uhr morgens. Zu seinen Pflichten gehörte auch das Melden des Feuers, was damals noch öfters der Fall war, dass irgendwo Feuer ausgebrochen war, denn die Feuerstellen und Heizmöglichkeiten waren ziemlich primitiv eingerichtet und die Häuser hatten noch viele Holzpartien in ihrer Einrichtung. Auch auf Schelme und Spitzbuben hatte der Nachtwächter aufzupassen. Die *Frauen* hingegen gingen zur «Spinnete»⁴ in die Nachbarhäuser und nahmen dahin ihre Spinnrädli mit. Wie ich mich noch gut erinnere, waren es bei uns zu Hause öfters 4 bis 6 Frauen, die beim «Chältöfeliecht» sassen. Dies war ein kleiner Vorbau im Kamin, in dem «Kien», fettes Föhrenholz, in kleinen

Stückli verbrannt wurden, die zugleich Wärme und Licht spendeten. Die Frauen erzählten sich Gespenstergeschichten von Gehängten, vom Teufel Besessenen und anderes mehr. Wir Kinder sassen auf der «Kunst» und fürchteten uns. Auch von sogenannten Irrlichtern⁵ erzählten sie, und alle Neuigkeiten des Dorfes mussten daran glauben, in die Unterhaltung mit einbezogen zu werden.

Im Winter kam der *Schuhmacher* zu uns ins Haus auf die «Stör». Für 1.50 Franken Taglohn arbeitete er von aller Herrgottsfrühe bis 9 Uhr abends bei Kerzen- oder Öllicht. Das Leder klopfte er auf einem grossen, flachen Kieselwacken (Kieselstein). Den Nähdraht pechte er und drehte ihn auf seinem Knie. Die *Drescher* mit ihren Dreschflegeln dreschten zu viert oder auch zu sechst schön im Takt, was auch einige Übung erforderte, um in einem gleichmässigen Rhythmus zu bleiben und wie Musik klang. Auch die Drescher arbeiteten für 1.50 Franken im Tag und oft noch bei Licht, und das war damals der Höchstlohn bei 12- bis 14-stündiger Arbeitszeit. Ich selbst habe diese Arbeit auch noch verrichtet. Dann aber kam die erste Dreschmaschine, von der Firma Rauschenbach in Schaffhausen, welche von vier Mann durch Drehen in Bewegung gesetzt werden musste. Dies war damals ein grosses Ereignis im Dorf.

Dann habe ich auch am Strässchen Huggerwald-Ring gearbeitet zu Fr. 1.50 Taglohn bei 10stündiger Arbeitszeit. Heute wird für eine halbe Stunde Arbeit schon mehr bezahlt. Ob es wohl so bleiben wird? Dagegen kostete in den 90er Jahren der Liter vom teuersten Wein in der Wirtschaft 1.50 Franken. Das Dutzend Eier kostete 60 Centimes, und dann bekam man meistens 13 Stück. Ein Paar der teuersten Schuhe kostete 10—12 Franken, ein gutes Kleid 30—40 Franken.

Im Sommer ging der *Pfarrer* durch die Felder und las das Brevier. Er trug eine lange, schwarze Soutane, an welche, wohl zur Zierde, etwa 50 kleine Knöpfe vorne von oben nach unten genäht waren. Er sprach so hin und wieder mit den Bauern, die auf dem Felde arbeiteten und wünschte ihnen Gottes Segen, worauf sie, wie er wusste, viel hiel-

ten. Heute kleiden sich die Pfarrer nicht mehr so und gehen auch nicht mehr so viel über die Felder.

Als *Schulausflüge* kamen für uns in Betracht der Rämeli, die Buschle, der Buesseberg oder s'Seedlloch und das Schloss Blauenstein obendran mit der sogenannten Teufelsbrücke. Im Sommer gingen wir auch etwa zum *Baden* an den Bach ausserhalb dem Dorf. Knaben und Mädchen, und wir mussten dabei immer aufpassen, dass uns der Herr Pfarrer nicht dabei erwischte, denn er hatte uns das «Strandleben» verboten, und so gingen wir auch meistens bei Nacht. Dieses Baden liesse sich heute vergleichen mit einem Baden an der Wiese oder im Rhein.

Eines Tages kam der «Seidenkommis» ins Dorf, zum ersten Male mit einem *Velo-Zweirad*. Vorher gab es nur das Hochrad. Das erregte bei uns Jungen grosses Aufsehen, und er zeigte es uns auf dem Dorfplatze und erklärte uns von den Kugellagern, die das Velo habe. Wir kamen nicht aus dem Staunen heraus.

Unser Vater hatte die erste *Petrollampe* ins Dorf gebracht. Sie war von einfacher Art und bestand aus einem Glasbehälter für das Petroleum, einem flachen Dochten und einem Reflektor aus Messingblech. Alle kamen, um das Wunderlicht, das so schön hell gäbe, zu bewundern. Ich erinnere mich noch ganz gut daran. Dies waren eben andere Zeiten⁶.

Anmerkungen:

¹ Vgl. dazu das Allschwiler Wochenblatt Nr. 5 vom 4. 2. 1977.

² Die Lebensdaten sind vollumfänglich aus den «Memoiren» entnommen.

³ Vgl. dazu *Leo Zehnder*, Volkskundliches in der älteren schweizerischen Chronistik, Basel 1976, S. 334 mit weiteren Literaturangaben.

⁴ Vgl. dazu *E. Hoffmann-Krayer*, Feste und Bräuche des Schweizervolkes, neu bearbeitet von P. Geiger, Zürich 1940, S. 43f.

⁵ Irrlichtersagen handeln meist von Armen Seelen, die wegen Grenzsteinversetzens umgehen müssen. Vgl. dazu *Hans Fehr*, Das Recht in den Sagen der Schweiz, Frauenfeld 1955, S. 46ff.; *Karl Meuli*, Schweizer Masken, Zürich 1943, S. 69ff.; *Will-Erich Peuckert*, Deutscher Volksglaube im Mittelalter, Stuttgart 1942, S. 173ff.

⁶ Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Einwohnergemeinde Allschwil.